



Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“.



Nummer 38.

Sonntag, den 17. September 1916.

Erscheint wöchentlich.

Die drei Wahrheiten des Narren von Torrebianca.

Von J. Cassen.

(Nachdruck verboten.)

Schon als Knabe zeigte der Herzog Massimo von Torrebianca Anlagen zu der Zügellosigkeit, die seine Jünglings- und Parnesjahre auszeichnete. Sein Jähzorn war unerbittlich, aber da er aus einem Geschlechte kam, das die Menschlichkeit als Unmöglichkeit und die Güte als Dummheit betrachtete, so fiel es nicht weiter auf, daß er des Bösen mancherlei zu viel tat.

Wären nicht die brutalen Instinkte gewesen, die in seinen Augen leuchteten, man hätte Massimo schon nennen können. Schwärze Waden umranken ein blaßes Gesicht mit sprühenden Augen und der Mund war wie ein fetter blutender Riß in einer ammen Genne.

Die Herzöge von Torrebianca hatten immer ihre Narren und es war kein beneidenswertes Los, Narz bei Massimo zu sein. Er schlug oder streifte sie, je nachdem ihm zumute war, teilte Gnadens und Güte. Aber er hatte Zeiten, wo ihn nach rauschenden Genüssen der Adel vor seinem Dasein überließ, und dann mußte jemand neben ihm sein, der ihn zu erheitern verstand. Dieser lebte in frohen Stunden, er riß sie an sich und marsch sie wieder fort, nachdem er sie befeuert; der Stuß der schönsten Frau erlöste ihn schon, wenn er ihn zum zweiten mal genoß, und der Wechsel wurde sein Gesetz. . . Nur das Narren wurde er nicht überdrüssig, wenn seine Zunge spit und sein Gesicht schief war. Jahrelang hatte er einen solchen Gesellen an seinem Hofe gehabt, dessen Witz wie junger Most gewesen, als er zu ihm kam. Im Laufe der Zeit wurde er wie laurer Wein, er ähnte wohl ohne zu erquiden, und eines Tages lagte ihn Massimo davon.

Do meckerte sich ein neuer Narr. Eine seltsame Figur in schwarzer Samtjacke. Ein Kopf mit zurückweichender blauer Stirn und blonden, pagenartig verhängelten Haaren. Das Profil hatte die Reinheit der Linie, die Charakteristiken seines Wadonens gab, der Körper aber war von einem riesigen Höcker entsetzt.

Massimo wollte sich ausschütten vor Lachen als er die seltsame Erscheinung erblickte. Der kleine Narr aber lächelte: „Lach uns eine Probe machen, Herzog! Gerade weil ich mißgestaltet bin, habe ich das Leben anders, und besser vielleicht gesehen, als die geraden Leute, und es erscheint mir lustiger, weil ich auch überalt, wo ihr die Geraden seht, die Verkrümmung ohne. Ich bin erst 16 Jahre alt, aber in meiner Gestalt verlebte Jahre zählen doppelt, und ich habe den traurigen und buckligen Sinn aller Dinge erfasst. Lach mich dir diese meine Wissenschaft mitteilen, sie wiegt eine Krone auf.“

„Ich bin kein lauter Herr“, sagte Massimo, und packte das arme Handgelenk des Narren, das sich unter seinem Griffte löste, „und wenn ich in But gerate, so kann es geschehen, daß ich dich zerdrücke wie ein Insekt. Ich warne dich! Sei klug bezgeten!“

„Dast du schon je gehört, Herzog, daß einem Narren mit Beramt besuchommen ist?“

„Sag mir erst eine deiner spitzen Weisheiten, ich muß wissen was ich laufe?“

„Ich will dir drei Wahrheiten sagen, Herzog, wenn du mir verschiffst, daß du drei Wochen nach der ersten den Dsch nach mir wirfst!“

„Ich verspreche es dir!“

„So höre denn die erste: Von uns beiden bist du der Narr und ich bin der Weise, denn ich weiß, was ich bin, und hütle mich in des Schellenfells und lasse meine Narrenarbeiten fliegen über tausend Mädchen, und du gehst in Purpurmantel gehüllt, fleck und hoch und trägst die Glorienkronen.“

Die Braut des Herzogs lachte sich.

„Du bist klug, Narr, aber wie willst du deine erste Wahrheit beweisen?“

„Nichts leichter als das! Du bist aus vornehmem Geschlecht, schon und jung, also dreifach glücklich. Was tust du mit deinen Gaben? Du schreist freilich, quälst Unmündige, vergeudest deine Tage mit schlechten Freunden, deine Nächte mit Wehklagen. . .“

„Wenn du kein Narr wärest, wüßtest du aus deinem Leben hier dich und andere eine Reihe jagender Banner zu machen, anstatt dich aus einer Stunde in die andere händer zu langweilen und deinen Lebensruß durch Grausamkeit zu betäuben.“

Massimo ließ sich auf die Lippen.

„Wiel weißt du von mir und doch weißt du wenig.“

„Du meinst, Massimo, ich weiß, wie du bist, aber nicht warum du zu geworden bist? Du irrst. Ich kenne auch die Quelle deiner Art und ihre geheimsten Gründe, und das ist meine zweite Wahrheit!“

Im Schloß des Herzogs herrschte seit jenem Tage ein festliches Leben. Die wüsten Gelage hatten ein Ende, die schönen Mädchen waren verbannt, der Herzog ritt nicht zur Jagd, er lag in seinem Gemache und ließ den kleinen buckligen Narren nicht von seiner Seite. Die Neugierde rißte, die Diener schlichen herum und wagten nicht, sich dieser jähen Veränderung zu erfreuen. Massimo aber erkannte in jener Zeit, wo ihn die Reden des Narren über die Stunden hinwegführten, daß sein tolles Treiben, seine wilden Gelüste nur der unerträglichen Leere seines Daseins entsprungen waren, und daß der Anblick lächelnder Lippen mehr Freude bietet als derer, die schmerzverzerrt sind.

Nach Verlauf der zweiten Woche sagte der kleine Narr: „Gib ein Fest, Herr, und zeige dich wieder dem Volke, denn es gehet Gerüchte um, du seiest in Schwermut verfallen. Deine Feinde sollen sehen, daß du stärker bist denn je, weil deine Kraft sich nach innen wandte und nicht bloß in deinen Fäusten liegt.“

„Ich habe in diesen Tagen erfahren, daß du der Klügste bist, der mir in meinem Leben begegnet ist, und deine beiden Wahrheiten in ihren Tiefen erkannt. Jetzt sage mir die dritte.“

Der Narr, der zu Füßen seines Herrn kniete, wandte sich lächelnd. „Fürchte dich nicht, Herzog, denn durch meine dritte Wahrheit gehst du deinem Narren verlißlich, und noch brauchst du ihn!“

Der Tag des Festes war gekommen. Alle Fürsten der Umgegend und alle Edlen des Herzogtums mit ihren Damen waren festlich geladen. Das Gebränge war groß, und fetter, der Geruch war schön, war ferngeliebt, denn die Mädchen, die man sich über die Wandlung des Massimo ins Ohr raunte, hatten Freunde und Feinde neugierig gemacht.

Der Herzog Massimo sah in dem großen Prunksaal in einem Thronesattel, dessen Lehnen von zwei goldenen Greifen gebildet waren, und ihm zu Füßen tauerte der kleine bucklige Narr. Schöner denn je war das blonde Knabenhaupt auf dem unge-

fünden verlicht, und hinter allem Leben liegt im Urbegrund und am Ende die Liebe, die schafft und vernichtet, wenn sie will. Sie schuf für dich den Narren, um dich zu retten aus dem Sumpf, in dem du zu erstickend drohst, sie geriet für dich die Gestalt, um dir diese Stunde zu spenden!“

Da stieß Massimo einen Jubelruf aus, und angelehnt des stannenden Hofes ergo er die hohe Fürstin an sich und fragte: „Wie verdiene ich dieses Wunder, und wie kommt es mich leben, Wadonna, der ich deiner so unwürdig war?“

Da lachte sie und erwiderte: „Ich habe dir nur drei Wahrheiten versprochen, Massimo, aber du löst noch eine kleine weiße bekommen: Die Liebe fragt nicht warum! Sie ist, weil sie sein muß!“

Burg Lauenstein.

Von Anselma Heine.

(Nachdruck verboten.)

Wer hätte gedacht, daß es sich bei der bösen Orlandinierin da gemütlich gatten ließe! Man kennt sie nur aus der alten Ballade in „Des Knaben Wunderhorn“ und vielleicht auch aus dem, ins moderne Gewand überzogenen Silberbüchlein Drama „Kerstin“, man weiß; sie erscheint im Berliner Königsschloß, der Saale Frau, spukt im alten Brautheer Schloß und immerdar auf Orlandinien in ihrer alten Kemenate. Zur Burg Lauenstein aber, wo ihre Wiege gestanden hat, benimmt sie sich lieblos. Ich selber habe nachdenklich in dem schlingeligen und gemalten Bett geschlafen, in dem sie geboren wurde — es hat gedreht Säulen und einen höhern Bethimmel und ich habe sehen so fest und traumlos geschlafen wie dort. Abends freilich, wenn man mit dem Burggarn und seinen Wägen im alten Ritterhof am Riesenamin sitzt, die Scheite sprühen und proffen, Weber gar Lauter werden gelungen, aber aus dem geheimnisvollen Dämmer der Saale steigt Geistespiel, dann, um Witternacht, dann es noch gesehen, daß unerwartet das schmale Pförtchen sich öffnete, das in den unterirdischen geheimen Burggang hinausführt, eine weiße Gestalt huscht leuchtend die Wand entlang und verschwindet. Schade, daß gerade in diesem Augenblick das das Burgtöchterchen Lutardis, das oben noch mit dem Vater zur Saale lang, nicht mehr im Saal ist, oder daß sonst eine der intimen Gestalten des Hauses plötzlich zwischen uns steht.

Somit aber geht es auf Burg Lauenstein durchaus nicht gepentisch zu. Es ist ein wunderbarer Lustort für Leute, die sich in der Natur erholen und dabei auch, falls die Zeit dazu ankommt, im Gebieten allerhand Geistes ein Weiden wechseln mögen. Denn irgendeine volkstümlich, bei aller Toternag des Burggarns und Wirtes, doch eine Art selbstverständlicher Musika da oben. Man trifft meist etwas Hofische da, Menschen, die die ibleichen allgemerbemäßigen Sommerpersonen nicht lieben, denen es recht ist, wenn man ihnen Gelegenheit gibt, das, was etwa noch von Romanität in ihnen steckt, unauffällig ein wenig zu tummeln und die doch den modernen Geist spüren, der in diesen Mauern das raube abergläubische gebundene Mittelalter durch Wärme, Freiheit und Weisheit gleichsam zu erlösen trachtet.

Man hat das Gefühl, im Umgang mit der Bergangsgestalt die Gegenwart lebendiger noch zu fühlen.

Dem nicht nur im Geistes, ganz augenfällig im Körperlichen lebt man da einmal ein Weichen zwischen einst und jetzt. Man stärkt den Körper durch sehr gegenwärtiges Gutes Essen während im alten Burghof, im Festsitzen, aus dem einst kriegerische Frauen Reiz und Blei auf anstürmende Feinde gossen, ein Pflor singt und äugt.

Burg Lauenstein liegt in wechselvoller Baderrichtigkeit an der Grenzstraße zwischen Franken und Thüringen. Großstädtlich und das fränkisch Ludwigslocht sind seine beiden nächsten Entfernungen unter ein Tal führt und führt mit der Saale, Mädchen mit Thüringer Turbantiern tragen Wasserbüden und reben in ihrem frohsinnigen Dialekt miteinander. Der Burgberg selbst, der zu Ritterzeiten schiefend lag, war, hat der Burgart mit Wald und Anlagen herausgehakt, er bildet jetzt ein grünes Sammelplätzchen für die Burg, eine der schönsten und besterhaltensten der bürgerlichen Gegend. Fest zusammengeschlossen steht sie auf ihrem Fels, von allen Seiten sichtbar. Graben, Brücke, Burgort, Burgfried mit Wirtshaus und Halle bereiten uns vor. Dann kommt der geschlossene innere Burghof und zeigt uns den alten Orlandinier und den prachtvoll im Renaissancestil erbauten reichen Zehnastigen. Und überall hat der Herr des Schlosses die zum Sit der Räume passenden Möbel und Geräte eingestellt, hat in Thüringen und Franken zugehörige gekaufte die alten Gemäde unter dem Einfl erstick, schonend und unter kundiger Beratung wieder hergestellt, was zerfallen war und selber Sammlungen von Altertum der Gegend angelegt, die er einem mit pietätvoll liebestollen Geberde zeigt, wenn gerade die Stunde es will. Bei Regenmetter, wenn man nicht Lust hat, spazieren zu gehen, wandert man durch die Räume und macht Entdeckungen. Immer wieder neue. Da ist ein alter Schrank, dessen Gefäß oder Kunststück man noch nicht genau bestimmt hat, da macht eine neue Besichtigung einen Wandel mehr und lebend, der bislang verstaubt lag. Wochenlang heulen Vater da und berühren sich an jedem Ecken. Und wirklich wird man nicht müde, da herumzustöbern und zu träumen. Doch man in den Wohnräumen, mögen sie noch so alt und edel sein, auch Wasserleitung und elektrisches Licht hat, ist dem Kulturmenschen recht angenehm. Drüben im Burgfried gibt es dann auch Bietermehlgemmer oder einfach heutige. Und unter dem neuangelegten Turm, der in einem leicht und leicht gestimmten lateranischen Ziermerklüben endet (altes es sich herrlich arbeiten läßt), gibt es auch ein Geschloßchen und sonstige Dichtergelasse, alle zeigen ein neues Besondere ausgearbeitet. Man hat dabau gar nicht ein Wurmstichgebiß und freut sich des Regenwasser eben so wie des Auegerhüben.

Da dieser Burg gekommen aber ist der jetzige Burgherr auf folgende Weise. In Halle an der Saale lebte in den letzten Jahren ein Maler, der malte schöne, stimmungsvolle Landschaften und arme Leute, das eine zu seiner Gewohnheit, das andere, weil das Bedürfnis der Leute, die durch die Gründerzeit reich geworden waren, danach ging, Schilderungen von Not und Gsch-

Die Mauern Deutschlands.

Sie fahren bei Tage, sie fahren bei Nacht Vom Westen zum Osten, vom Osten zum West, Die Männer der Sage, die Wännen der Schlacht, Gewehr und Geschütze beträgt wie zum Fest.

Vom Feuer der Sonnen und Siege verbrannt, Vom Feuer zur einzigen Mauer verewicht, Noch heute Argonnen, schon morgen am Strand, Die lebende Mauer, die Deutschland umkreist, Noch gestern, noch gestern auf feindlichen Grund, Schon heute durch Heimat und friedlichen Wald, Da grüßt sie der Schwärmer, der Wisenden Mund: „Wird Friede?“ Da lacht ihr: „Ja balde, ja bald!“

„Die Freiten, die Grauen, sie haben getracht!“ „Dess wurde man froh in dem wotenden Land, Es scheuchte das Grauen, hat Freude gebracht, Die Jahre, die brennende Jahre gebannt, Borüber, vorüber der wintende Schwall, Wer rief nach dem Vater, dem Bruder, dem Mann? Vorüber, vorüber ein eherner Wall!“

Was gibt der der Eins, der einzelne Mann? — Es wandert die Mauern! Sie wenden sich um, Es fühlens die Menschen, die Tiere im Land Und legen erfahrender die Krieger darum. So bröhnt es in Nächten, so bröhnt es bei Tag, Ein drohendes Summen durchdrömert die Luft, Wie Schmelzwert in Schädigen, wie hämmender Schloß, Als kämpfen die Toten noch fort in der Gruft, Was einst es beendete, das Legwetter der Schlacht, Da jagt eine Stimme durchs jüdelnde All; Die Schwärter gewendet: „Es ist vollbracht!“

Da ist sich zu Menschen d e h e r e n e Wall! Harold Schubert.

Die drei Wahrheiten des Narren von Torrebianca.

stalteten Körper, und unbewußt griff die Hand des Massimo lösend herab auf das selbige Haar. Die schönen Frauen von Torrebianca schritten vorüber am Arm ihrer Kammerer. Jede hatte ihr holdes Lächeln für den Herzog bereit, aber er sah es nicht. Dann kamen jene drei Freunde, die Gefährten seiner früheren Orgien, Gino Roccioli, Ettore Malarna, Orjo Dalrota. Sie stellten sich vor den Herzog hin, und Roccoli sprach:

„Jage den Jzwerg fort, Massimo, der dich den Freunden der Jugend entzieht! So wie deine Seele greif“ wurde durch seinen Jauber und sich abwandte von allen, was sie früher ergötzte, so wird auch dein Körper mochen werden, dein Haar grau und deine Haut well. Also reite dich beiseiten und verweise den Dämon, den du in dein Haus genommen. Es gibt der Narren mehr in Torrebianca!“

Der Herzog machte eine unwillige Bewegung, aber des Narren Hand wehrte ihm. Der stand auf und sagte: „Es gibt der Narren mehr in Torrebianca, meinst du, Gino Dolcotti, und du hast recht, denn es gibt immer einen mehr, als man selbst glaubt! Euch aber, Herzog Massimo, will ich heute die dritte und wichtigste meiner Wahrheiten entbühnen!“

Und ehe der Herzog etwas erwidern konnte, war der kleine bucklige Narr in einem Seitengang verschwunden.

Nicht lange wahrte es, da teilten sich die Falten wieder, und herab trat eine herrliche, titanenartige Gestalt, das Pförtchen blickten auf dem glänzenden Banner, in ein kostbares, silbernes gefildes Gemad gefesselt, fleckig und schlang — der Narr des Herzogs. An der Hand hielt sie das schwarzglänzende Narrengewand mit dem ausgestopften Hüter. Sie blieb vor Massimo stehen, der sie mit weitgeöffneten Augen anstarrte, und mit einem lieblichen Lächeln legte sie die leere Hülle vor ihn hin:

„Und das ist meine dritte Wahrheit. . . hinter dem höchsten Schein kann blühendes Leben für den liegen, der es zu



zu gehen. Dieser Vater kam einmal ins Tal der Wälder, sah die Burg, verließ sich in sie und hing hinauf, ihr Inneres zu betreten. Nun war aber die arme Burg damals gerade auf dem Tiefstand ihres ereignisreichen Lebens gelangt. Nachdem nämlich die völlig verschuldeten Ritter von Lützenhauenstein sie an die Brandenburg-Culmbacher verkauft hatten, überließen die neuen Herren den Besitz, den sie nicht bewohnten, ihren Anwartschaften. Ein dreißigjähriger Krieg wurde auf dort geführt und geruht, so daß die alte Burg zu einer Art hospitalischen Gerichtsgebäude eingerichtet wurde. Anfang des 19. Jahrhunderts aber weigerte der sehr wohlhabende und weisende, auch Natur- wie Kunstschönheiten wenig zugängliche Landbesitzer Sömmering sich, auf der hochgelegenen Fels zu wohnen und zog auf Schreiber und Affen nach Ludwigsdorf herunter. Nun wurde die Burg für ein Spital für einen Bürger des Ludwigsbals verkauft, dessen Sohn, völlig verarmt, den Lützenhauenstein den Händen seiner Schwägerin überlassen mußte. Die gründeten eine Gefängnisanstalt und vermieteten die oben genannte an Schiefer- und Arbeiter und Schieferstößer des Dorfes darunter. Mehr als zwanzig Familien hausten da mit Ziegen, Schweinen, Hunden und Katzen. Man baute Zwischenwände, senagelte die schlimmsten Wälder, um Deden zu ziehen und machte sich mit Schmutz und Armut drohen breit, so sehr man konnte.

Der Vater war entzückt. Er malte, malte. Vermehrte Konzeptsprache mit Armut geklärt. Das Motto verleiht ihm in Verzweiflung. Was auf sich enthielt, sein Vater in Halle füllte sich. — In Halle war damals auch der Sohn eines reichen Industriellen, der ein wenig die Mühseligkeitsbeschäftigungen verachtete und der Kunst nachstrebte. Er kam eines Tages in das Atelier des Vaters, um ein etwas schäbliches Gemälde, das er schon erworben, wieder herstellen zu lassen, als die Bilder der Burg Lützenstein und wurde von einer tiefen Leidenschaft für sie ergriffen. Die Burg sollte für ihn und einen Bruder ein Quasi sein, dachte er, ein Maß des Genusses und der Liebe. —

Und nun ging man daran, das Selbstverwirklichung zu machen. Alles wurde feiner, organisiert, als man gehen hätte, aber noch viel mehr. Als der Bruder sich zurückzog, blieb Doktor Erhard Schmeier als einziger Besucher zurück. Und die Burg wurde immer weiter. Wie ein gefälliges, schäbliches Tier, das man zu seiner Freude sich erworben hat und das nun fährt wird, eigenwillig und fürchbar, verlangte sie ein tägliches goldenes Futter. Freunde kamen und bewunderten, sie entzückten sich, kamen wieder, bildeten einen Stamm, um den sich andere sammelten. Die Burg wurde, feine Kunstschöpfungen und Lustvollkommen an und wogte so allmählich aus einem Spielzeug eines weltlichen Lebens. Die nachträgliche Arbeit aber, der der stoffliche Jüngling hatte entstehen wollen, sie war ihm nachgekommen, so wie die wandernde Glode, dem Rinde nach und es in die Schule zurückführt. Anfangs und Ende seines Strebens runden sich zum Ring. Und das ist es auch, was man spürt, wenn man da oben sitzt und genießt. Man spürt die Zusammengehörigkeit des Lebens, die Erlösung der Vergangenheit in der Gegenwart. Im Kleinen spürt man's und in allem Großen. Man fühlt sich heimlich und doch geliebt. Und das tut es noch heute.

So muß man's Ihnen sagen!

Nachstehende Sache schrieb Ferdinand K u r n b e r g e r im September 1870. Sie enthalten Wahrheiten, die auch im September 1916 noch Gültigkeit haben.

Sie an die Anhöhe im Wald, hier unsere heldenmütigen Deutschen von Sieg zu Sieg ins Innere des schicksalhaften Kampfes vorgedrungen. Ihr Vorwort lichtet sich jetzt. Die Schatten der Besagten Berge und der rauhe Argonmerd und umdunkeln sie nicht mehr: die Sonne der Champagne befeuchtet sie. Würdevolle Düste erfüllen die Luft. Die Traube reift und wird süß. Wohlgeschmack! Ausgerollt! Hier ist gut hütten böse. Wir sind im klassischen Weinlande der Welt. Die blutenden Helden erwideln sich. Die einen durchstreifen die warmen Falden der Rebengärten und brechen die Traube vom Stock, die anderen vertiefen sich in die Hüften gährenden Kelter und schürfen die Wonne vom Faß. Und wenn im Jahre 1871 alle Weinstetten aller kleineren Europas nach wie ihren Champagner-Larif angelegt haben, so wird nach der letzte preußische Landwehrmann seinen Nachbar antworten und sagen: Ach ma, Bemede, die wollen Champagner haben! Wohin waren denn wir da? Wir duften, wir hätten voriges Jahr mit guten ehrlichen Cargeln die Champagne ausgekostet bis auf die Nagelprobe! So trinkt, fromme deutsche Jocher! Nie war ein Trunt besser verdient. Jeden Weinstropfen habt ihr mit Blutstropfen bezahlt. Die ganze Hautwelle dieser Erde zählte nie ihren Champagner so nahe als du, tapferer Berliner Schneider, und du, handfester bayerischer Holzschuhmacher!

Stamm ist's geworden und Narrenwort ist's geworden, von einem deutschen Bezirk auf Schlaf-Vorhingen zu reden!

Recht lo! Das war ein gutes Wort. Eine offene Sprache aus einem ehrlichen deutschen Herzen heraus.

Haben uns doch die Jähne gekloppt, als das perle Subaswort umschloß: Deutschland will keine Eroberungen; es will sich nur verteidigen, als der angegriffene und beliedigte Teil.

So? Will keine Eroberungen? Gegen einen Feind, der immer Eroberungen will, will es keine Eroberungen? Du warst in der Geschichte so wehrlos; fällt aber das deutsche Opferamt, um geschoren zu werden; fällt aber die Schere die selbst zu, so istere beliedigt nicht wieder, sondern je großmütig in diesem Falle.

Sehr richtig! — wenn es nicht sehr dumm wäre! Denn misst, ihr Herren von der diplomatischen Großmut: Eine Million Schneider und Schmiede, die eine Milliarde Erwerber tugenden, sind eben nicht Ritter. Es sind ernsthafte Bürgerseiele, welche von Rittertagen nichts wissen. Das mögen zwei einzelne Menschen tun; auf die Wenigsten treten, die eine Verneigung machen, die schon politiken Königen treuzen, sich den Arm ringen; die Verneigung hierauf wiederholen und zum widersprechenden Schluß der Rombe auf ihre satisfaction und „reparation honorace“ eine Flotte Beune Ciquat frassen lassen. Zu solchen Fragen einer blasierten Höflichkeit schickt man nicht eine Million Männer in den Tod, welche zehn Millionen Weiber, Bräute, Mütter, Schwester und Töchter hinterlassen. Mögen zwei einzelne Ritterarnen sich foppen; eine ganze Nation foppt man nicht!

Wie, so oft den Keulen die Neugierde anwendet: wer von uns beiden der Stärkere, müßten wir ihm den Gefallen tun, hobel und Hammer hängen und mit seinen Affentatenhunden uns tobenlassen? Aber mit hohen Wertes zu tun als die Affentatenhunde! Die Partie ist nicht gleich, denn der Deutsche ist ein höheres Wesen als der Kette. Er ist der wirkliche Herr der Kultur, was das verlogene Gastoneer Schanzmann bloß sich anmaßt und was ihm ein paar Jahre lang ein paar alte Weiber gegeben haben.

Aber weiter! — Wer von uns beiden der Stärkere?, entscheidet sich in einem Welterkampfe nicht schneid- und ehrenbarer wie auf der Wenzel, wo zwei Ritterarnen, welche sich gegenseitig die Krone gerigt, sich gegenseitig als die zwei Stärkeren be-

compromittieren; sondern es entscheidet sich im grimmigsten Ernste. Und wäre der Kette der Stärkere, müßt ihr nicht, daß er mit beiden Händen die Klinge ergreife? Ist's aber der Deutsche, müßt ihr nicht, daß er die Messingse haben muß, um der Stärkere ganz einfach zu bleiben? Eroberung! Kennt es Sicherung! Wären wir Narren genug, als die Stärkeren hinter unsere schwachen Grenzen zurückzugehen und das Ausfallort der Wozeln hinter uns offen zu lassen; müßt ihr nicht, daß der Tanz demnach nicht von neuem losging? — Bengeance pour Waterloo! Frähe der geliebte Sohn ein halb Jahrhunderte lang; Bengeance pour Verdun! — Ist er nach der politischen Freiheit geküßt, aber die römische Freiheit hat er bombardiert und maffastiert; Bengeance pour Sedan! Frähe er, als es ihn bei Ort und Welt nicht das mindeste anging, und bis zum Verfen würde er trahen; Bengeance pour Bismburg! Bengeance pour Wörth! Bengeance pour Mars-la-Tour! Bengeance pour Gravelotte! Bengeance pour Sedan! Denn die scholerische Belle hat immer ein Dukend Bengeance in Borral.

Von der Natur bis an die Maas liegt unter jedem Fußtritt Erde ein deutscher Mann begraben, von Bismburg bis Sedan ist jede Scholle mit deutschem Blut überschwemmt, als hätte es Wellenbrüche von Blut gegeret. Und dieses Land sollten wir aufgeben mit der gewissenen Aussicht, die Schläben von Leiden noch einmal einzuziehen, die Ströme von Blut noch einmal zu vergießen, die ganze lange Lodestrasse zum zweiten, zum drittenmal zurückzugehen, so ist es dem Neufuß drittem gefällig ist, eine feiner Bengeance zu nehmen? Auf keinem Götzen hängt ein Schuß, der schuldig genug wäre, seinen freiwilligen Selbstmord eines Siegervolkes, jodern höchsten Leuten irgendeine unpopuläre diplomatische Schmeichelei. Grimen Ranges hinter seinem behaubten grünen Tisch, ein schlötternder Junker Friedrich v. Bismburg, welcher so stottern magt: Nun ja — ihr hättet schon recht — aber bedenkt doch — die Wälder! — Wisse, trauriges Wäldchen: wer in Paris den Frieden bildest, ist eine Macht; den werden die Mächte wohl respektieren. Der Singular bedeutet hier mehr als der Plural.

Und die Mächte, wenn wir nicht irren, sind ja so friedliebend. Sie wollen und wünschen ja alle miteinander nichts als den besten Frieden! Nun, daß sie belogen und betrogen waren mit der nächsten dicken Wälder, das Scherrecht ist der Friede, das dürfte ihnen endlich mit Chapeaux und Mirakulösen Pulverdampf in die blauen Augen geist haben. Und jene andere Bubenpein: „Europa ist ruhig, wenn Frankreich freierbedigt ist“, dürfte wohl auch der letzte Wunsch eines europäischen Fürsten noch als eine tödliche Impertinenz empfunden haben, abgesehen, daß es ein logischer Schmeichler ist, denn Frankreich ist nie anders befriedigt, als eben durch die Vernichtung Europas.

Zu fächeln, daß Deutschland Anmuth durch Uß und Wohlgehen eine Gefahr des gefährlichen Weltfriedens und eine Fröhenangst für Europa sein würde, ist kein Grund, als fürchte man, daß die Föhne, die ich aus einem Welfenraden breche, ebenjot auch in meiner Hand zu beßen fortziehen werden. Deutschland kann sich auf seine ganze Geschichte berufen, daß es mit der größten Macht noch friedliebend ist, gegen Frankreich aber zeugt seine ganze Geschichte, daß es mit mächtiger Macht noch immer friedliebend gewesen.

Diebt ihr demnach wirklich den Frieden, so zeigt es und laßt Deutschland gewähren. Schreibt euch für eure kontrollierten politischen Föhren in den europäischen Kalender Wahrheiten, und zwar folgende Wahrheiten:

1. Die deutsche Grenze ist der Friede!
2. Ein befriedigtes Deutschland ist die Ruhe Europas!

Gottfried Kellers Erßling „Der grüne Heinrich“.

Von Professor Dr. A. Jren.*

Bad nach der bedrückenden Heimfahrt aus München tauchte vor Gottfried Keller der Plan eines „traurigen kleinen Romans“ auf, über den die Zeitungen nicht viel zu reden hatten. Ein solcher Roman und ein Sohn zugrunde gingen. „Es schwerte mir das Bild eines elegisch-tragischen Buches vor mit heitern Epöden und einem appressendunkeln Schluß, wo alles begraben wurde.“ Also der Voratz, Erlebtes poetisch zu verwerfen, nicht irgendein Vorfall oder ein Begehnis, sondern das Schicksal mander Jahre, das sich immer bitterer gestaltet, weil mit der Zeit die Not und zugleich die Erkenntnis wuchs: verheßtes Leben, das tragisch auszulaufen drohte, aus verheßter Berufswahl; verheßte Berufswahl aus unzureichendem Talent.

Aber diese tragische Kunstgeschichte entwickelte sich zum Bildungsroman vom Leben des ursprünglich vor sich gehenden Lebens. Er war nämlich noch nicht weit gediehen, als Keller die Jugendgeschichte des Helden einlegte und bis zum Anfangspunkt des Romans führte, dessen größere Hälfte sie ausmacht. Es mochte ihn dazu der Gedanke bewegen, daß es nötig sei, den komplizierten, seltsamen Charakter des Helden nicht in und durch die Kindheitserebnisse zu zeigen und zu erklären; auch ließ sich die letzten teilweise besonders getreuten Jugendbilden eher und mannigfaltiger Bessie abgeminnen als den Vorgängen in Wallerzeiten, die anders schon häufig als Gegenstand der Vorstellung dient haben und durch die nicht allenthalten umgehende Romanzeitigkeit, künstlerische Fragen zu erläutern, leicht erwiderten. Und schließlich war der Dichter offenbar an der Stelle des Einspruchs festgehalten, vom Verlangen ergriffen nach neuen Schaupätzen und Begebenheiten. Bezeichnend für dieses Stoden ist, daß er im ersten Teil, den überdies langsame Gesprächs schwellen, zweimal den gleichen Zug braucht, doch nämlich dem jungen Schweizer auf deutschem Boden die Wägen vom Kopfe geklagen wird.

Die während der Jahre 1878—1880 vollzogene Umarbeitung des „Grünen Heinrich“ entwirrt des Verhängnisses, indem sie die Selbstbiographie des Helden, d. h. die Jugendgeschichte, dem eigentlichen Roman voranstellt, die Epöde also zum organischen Bestandteil des Ganzen machte, die Form der Selbstbiographie durchführte. Breiten, namentlich reflektierender Natur, stigte, Neues einfiel und am Schluß den Helden statt ins frühe Grab in ein behagliches bürgerliches Amt und in freundschaftlichen Verkehr mit der aus Amerika zurückgekehrten Jugendfreundin brachte.

Die Anklänge des Romans, die Heimfahrt der Mutter, die Schülerlebnisse, das Treiben unter den Kameraden in den Gassen der altergerungen Stadt, die Ferienaufenthalte bei den Verwandten in dem Lande, die verhaltenen Liebesbeziehungen zu Wallerbeuteiler, die Festtage der Hochschule, Not undummer und die trübselige Flucht in die Heimat sind dem Leben nachgezeichnet, manches bis ins einzelne. Allein Keller, der Bessie definierte als Wirklichkeit in größerer Fülle, entwiderte die dürftigen Keime und bereicherte das Wirkliche verdumwenderlich.

Mar die Mutter ist fast ganz Porträt, obgleich sie, wie der Sohn äußerte, ein weniger geschlossener Charakter war; die ruhrende Gestalt der Anna entfaltete er aus der früh verstorbenen Jugendgeliebten, die im Hause seiner Mutter wohnte

*) Diese kleine Analyse findet sich in dessen neuestem, in der Sammlung „Wissenschaften u. Bildung erfindenen Bude, Schweizer Dichter“ (168 S. In Originalleimband Nr. 125. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig), das uns durch ein Jahrtausend löwenstärker Dichtung führt.

und mehrfach die Wallersteine Sommerzeiten mit ihm teilte, für Dörchen Schönhand Hand eine schone, geistreiche Dame gegen Berliner Bekanntheit Model, vor der ihn eine heilige Leidenschaft gepadt hatte. Aber die blühende, tüchtigste Jugend, das Geschick der Lebensbeuteiler, der ganze Zug ihrer Entwicklung mit den Gesichts des Helden — das ist im eigentlichen Sinn erjunden oder aus irgend Belanglosen herausgekommen wie z. B. das arme Wertheim aus einem alten Bild. Eine Fülle des Lebens breitet sich aus, leuchtend und in tiefen Farben gemalt, oft vergrößert von lebendigen, munteren aus Tragweite übernehmender Humor, überjähmter von traumhaften Bildern. Die Welt ist volle Wahrheit, aber sie ist mehr als Wahrheit. Ein großer Künstler sieht am Wert, Geheimes und Erlebtes mit Gedächtnis und Gedächtnis organisch zu verbinden. Er gestaltet und erzählt nicht bloß hervorragend, ein ungenügenderer Künstler befähigt ihn auch, durch Parallelen und kontrastierende Figuren und Handlungen zu verdeutlichen. Fröhlich hat man bewundernd bemerkt, daß die Gestalten der Anna und der Judith trotz ihrem Reichum an lebendigen Zügen zu Appen emporgehoben sind, „geachtete Bilder der Gegenwart, wie sie im erwachenden Leben des Menschen sich bestreiten“, sagt Gottfried Keller.

Nicht weniger sinnreich, wenn auch weniger in die Augen springend sind Crition und Ups als Gegenstücke und Wendungen zugleich zum Grünen Heinrich erjunden: obgleich stärkere Kömmer und gewiegere Bebergrer der Wallerzeit, die der Held nur bis zu einer gewissen Grenze sich anzuzeigen vermag, lind doch auch sie seine richtigen Künstler, keine starken, vollständigen Talente, so daß die drei vorstehenden Stufen einer irgendwie wissenschaftlichen Künstlerkraft darstellen.

Die Romanistik bestanden in Goethes „Wilhelm Meister“ die Gabe, aus der Gegenwart Bessie zu machen, den Tag von heute sozuzugan über sich hinauszufragen. Dieses Bude gehührt in hohem Maße dem „Grünen Heinrich“, der durch Phantasiegestalten und Beziehungen die Wirklichkeit noch mehr in Bessie taucht: sein Notrit ist glänzender, das dargelegte Leben substantieller. Auch darf, wenn man, was mit Zug und Recht geschieht, die „Bekehrung“ und den „Grünen Heinrich“ neben einander rückt, in die Wälder fallen, daß die äußeren Geschicknisse im Werte des Schicksals nirgend in dem zum ersten fragwürdigen Sinne romanhaft sind wie eifliche der „Bekehrung“. Der durchgreifende Unterschied liegt eben darin, daß Goethe eine Idee, die des Dilettantismus oder, wenn man will, den Lebenslauf eines Dilettanten, poetisch kontrastiert und verdichtet, Keller dagegen ein in den Hauptjahren buchstäblich erlebtes Schicksal in Bessie auflöst. Er genöt, wie Goethe in „Die Wahlung und Wahrheit“, die Vorteile des Autobiographen, der seinen Bau wesentlich mit dem Material früherer und innerer Erfahrungen aufbaut. Er hat den Dilettantismus der sein Lebensschicksal vorübergehend auf den Strand trieb in lausend bitteren Stunden kennen gelernt, während Goethe vorwiegend Betrachtungen anderer vermerkte und seine dilettantischen Wäldchen auf dem Gebiete des Zeichnens und Malens in die Irrgänge eines Schaulustigen Dilettanten unnerkte. Wie er unter Wilhelm Meister häufig sich selber meint, so stellt Wärdie in seinem „Maler Nolten“, dem einzigen deutschen Bildungsroman, der sich in die Nähe der „Bekehrung“ und des „Grünen Heinrich“ wagen darf, eigentlch einen Dichter, d. h. sich selber dar, indem er sich in einen Maler verleiht und ihm kein Wesen und einen Teil seiner Schicksale zeigt. Allen es ist ein lausend bitteres Gebrechen sein Wertes, daß es nicht genügend Bessie, weiß von dem Leben und Treiben der Maler, ihrer Technik, ihren Aufgaben und Problemen, um das, was ihm eigentlch vornehmte und was er zu zeigen wünscht, deutlich genug herauszubringen.

Um Glanz der Bessiegeschichte und alles Sinnfälligen überhaupt zur Erfundungskraft, zum die grübelnden Tiefsum und wahrhaft epöden Vortrag geleist sich im „Grünen Heinrich“ eine fahragende, biegleme Psychologie. Namentlich befrägt Keller die Gabe, sich in die Eigenheiten der Kinderseife zu versetzen, in eine so fähige Kunst, wie die seine war. Seit dem Schicksal erimerte ihm der jede Stimmung und vergegenwärtigte ihm die Vorkälle mit den Besonderheiten und Begleitumständen. Eine beinahe wissenschaftliche Treue und Sorgfalt verpögt, überlegt und entfaltet die Vorgänge im Geiste und Gemüt des Kindes und statet ihre Darstellung mit dem zweckdienlichen Borral schlagender, bezeichnender Einzige aus. Zumeilen beleuchtet eine fatonische Strenge, eine herbe Unerbittlichkeit das Innere seiner jungen Brutt. Das entripnt seinem in Kunst und Leben maggebenden Wahrheitsbedürfnis, das ihm eine kinderliche milde und verführerische Behandlung seiner Kinderseife und Knabenstrenge verbot.

Preis-Rätsel.

Pyramiden-Rätsel.

A
AAA
BBB
CCCC
DDDD
EEEE
FFFF
GGGG
HHHH
IIIIII
JJJJJJ
KKKKKK
LLLLLL
MMMM
NNNN
OOOO
PPPP
QQQQ
RRRRSSUU

Die Buchstaben in der Pyramide sind derart anzuordnen, daß die möglichen Zeilen ergeben: 1. Buchstabe, 2. Inspanischer Staatsmann, 3. Wäldische Geddichte, 4. Wärd der Regel in Zentralafrika, 5. Feindliche Hauptstadt. Die beiden Seiten der Pyramide benennen dann eine zwei feindliche Hauptstadt und eine gute Gegend.

Auflösung des Preisrätsels aus Nr. 27:

Ravenna
Emu
Wanfort
Charters
Havas
Spinal
Entente
Igel
Natal
Kaffee

Nichtige Söhngen fanden rechtsite ein:

Erfriede und Alfred Hartmann, Maria Bülle, Charlotte Beller, Käthe Breitter, S. Rohmeyer, Bernhard Selesies, A. Bedel, Elisabeth und Rudolf Dömel, W. Dietrich, Wilh. Gölers, Selmut Friedrich, Günter Gise, S. Groß, Wilhelm Gier, Gust. Gramsle, S. Graunert, Kurt Hartmann, Wilh. Dittmar, Wilh. Heintze, B. Heine, Eise Hummel, Heinz Hartmann, Annemarie Janßen, Wilh. Jacob, Ernst Jacob, Werner Kirßen, Ernst Köde, Elisabeth Kleeberg, A. Kleemann, Frau Johanna Krauensen, Fritz und Kurt Link, Bernhard Wöbus, Karl Wüller, Erfriede Wimmer, Paul Wüller, E. Wenzel, Marie Wüller, S. Werrin, Wernand Wöbe, Walter Wöbe, Wernand Wöbe, Fritz Wöbe, Gertrud Wöbe, Helene Sammler, Frau Suter, Frau Antonie Schötel, Selvia Schötmeyer, Frau Elise Schötel, Oia Schöde, W. Schlicht, Charlotte Schöai, F. Ußin, J. Wöller, Käthe Wöbe, Fritz Werner, Hans Wolf, Edmund Wöbe, Sofar Emma Jander, Frau Bertha Zeumer, Ilse Jäger-Corbetha, Dolara Siegmund, Käthe Wöbe, Edmund Wöbe, Robert Wöbe, Hans Wöbe, Hans John-Hamburg, Ernst Wöbe, Hans-Hamburg, Walter Schöde, Paul Schöde, Maria Schöde, Ella Schöde, Ernst Schöde, A. Teobold-Schöde.

Preis erhält: Erfriede und Alfred Hartmann hier, und am: Novellen von Adolf von Sebentler.